

auf den Weg durch die Jahrhunderte vieles mitgegeben, von dem es noch heute zehrt. Dabei aber darf nicht geleugnet werden, daß dieser Vater wie die meisten menschlichen Väter seinem Kinde mit dem reichen geistigen Erbe zugleich manches mitgab, was wir heute als Belastung bezeichnen möchten. Deshalb aber gerade ist eine tiefgehende Bearbeitung dieses Schriftstellers von so großer Bedeutung und sollte heute mit größerer Objektivität geleistet werden können, wo uns einerseits nicht mehr der Glorienschein vermeintlicher Apostolizität das forschende Auge blendet, anderseits wir darüber hinaus sein sollten, mit der Echtheit der Schriften auch ihre Geistigkeit und innere Bedeutung abzutun.

IM SPIEGEL DER ZEIT

Über die Bedeutung der ostkirchlichen Studien

Von Heinrich Bleienstein S.J., Dillingen (Donau)

Verheißungsvoller hätte die „Neue Folge“ der Schriftenreihe „Das östliche Christentum“ nicht eröffnet werden können als mit dem ersten Heft Professor Wunderles, ihres Herausgebers, über die Aufgaben und den religiösen Wert der ostkirchlichen Studien¹. Den Ausführungen liegt ein Vortrag zugrunde, in dem einem Kreis katholischer Theologen und unionsinteressierter katholischer Laien gezeigt werden sollte, was die Westchristen von den Ostchristen² und die Ostchristen von den Westchristen lernen können.

Schon diese Doppelfrage schließt aus, was für einen überzeugten Katholiken allerdings selbstverständlich ist, daß „die ostkirchliche Bewegung“ und die ostkirchlichen Studien, wie sie Prof. W. befürwortet, etwas gemein haben mit dem „ostkirchlichen Pathos“, jener unfruchtbaren Modesache, die das Ostchristentum in kritikloser Weise verherrlicht und die westliche katholische Kirche in die Rolle des bloß empfangenden Teils herabzudrücken sucht.

Dieser abzulehnenden Tendenz gegenüber stellt Prof. W. nachdrücklich fest, daß es sich im religiösen Gütertausch zwischen Ost und West nur um ein gegenseitiges Geben und Empfangen handeln könne, und bemerkt freimütig, daß im Leben der heutigen morgenländischen Christenheit viele Kräfte nicht mehr lebendig sind und manches tatsächlich so formelhaft, schematisch, ja starr geworden ist, daß die römisch-katholische Kirche aus ihrer Theologie und aus ihrem religiösen Leben Wesentliches, d. h. Unentbehrliches zu schenken hat.

Die grundsätzliche Aufgabe der ostkirchlichen Studien für uns Westchristen besteht demnach darin, zwischen den offensichtlichen Schwäche- und Verderbniserscheinungen einerseits und der wesentlichen Geistigkeit andererseits klar zu unterscheiden und ohne Übertreibung und unwissenschaftliche Idealisierung aus

¹ Wunderle, Georg: Die religiöse Bedeutung der ostkirchlichen Studien. Zweite, erweiterte Auflage. Würzburg, Augustinus-Verlag 1947, 41 S. 8^o. (Das östliche Christentum, Abhandlungen, im Auftrage der „Arbeits-Gemeinschaft der deutschen Augustinerordensprovinz zum Studium der Ostkirche“, herausgegeben von Professor Dr. Wunderle, Würzburg, Neue Folge, Heft 1).

² Vieles von dem, was im folgenden über das Ostchristentum gesagt wird, gilt ebenso von den unierten wie von den schismatischen Christen des östlichen Ritus.

„Geist und Leben“ des christlichen Ostens das herauszustellen, was in charakteristischer Weise die heutigen religiösen Nöte und Bedürfnisse der westlichen Christen besonders zu beleuchten und zu beheben imstande ist.

Dazu gehören in erster Linie eine Reihe von Bestandteilen aus dem Urchristentum, die die Ostkirche vermöge ihrer zähen Tradition in ursprünglicherer Weise bewahrt, als das im Westen infolge seiner aktiveren Lebensart und seiner ganz anderen geschichtlichen Notwendigkeiten möglich war. Diese Elemente klar herauszuarbeiten und sie für die Ost- und Westkirche in frisches, zeugendes Leben zu wandeln, ist für beide Teile ein wesentlicher Beitrag zur Förderung des urchristlichen Realismus, den die ostkirchlichen Studien erneuern müssen, wenn sie der westlichen und östlichen Kirche einen ersten Weg der inneren Verständigung eröffnen und wahrhaft „ökumenische“ Dienste tun wollen.

Die Bereitstellung der urchristlichen-ostchristlichen Güter ist aber nur eine Vorarbeit, die die „ostkirchliche Bewegung“ zu einem wesentlichen Teil bereits geleistet hat. Die Hauptarbeit, die sich naturgemäß damit verbinden muß, liegt nach Prof. W. darin, das verborgene Antlitz, das ganze Gesicht der oft mißkannten und verachteten Ostchristenheit zu enthüllen; nicht etwa bloß, um verwandte oder gleiche Züge darin aufzudecken, sondern um nach Möglichkeit jene Werte zu finden, die auch dem westlichen Christen — bei aller Selbstbehauptung in seinem vollen Wahrheitsbesitz — zum religiösen Gewinn gereichen können, wenn er sie mit christlicher Demut prüft und sich in richtiger Weise aneignet.

Diesen wichtigen Dienst an der lebendigen Gestaltung der kirchlichen Existenz im christlichen Westen — durch Aufnahme des bisher zu wenig bekannten und geschätzten Gutes aus dem Osten — werden aber die ostkirchlichen Studien nur dann erfolgreich leisten können, wenn man in weiten Kreisen des Abendlandes grundsätzlich darauf verzichtet, das anatolische Christentum ohne jede Unterscheidung als ein lebensfremdes, „totes Gebilde“ zu betrachten, von dem der lebenstüchtige Westler „nichts mehr lernen könne“.

Dieser oberflächlichen Abwertung, die aus säkularisierendem Denken stammt und mit den „ökumenischen“ Bestrebungen des großen Unionspapstes Pius XI. schlechterdings unvereinbar ist, tritt Prof. W. mit Recht entgegen durch den Hinweis auf das herrliche Martyrium so vieler Bischöfe, Priester und Laien, das die Lebendigkeit und Standfestigkeit der russischen Kirche in der bolschewistischen Verfolgungszeit aufs neue in unwiderleglicher Weise bewiesen hat.

Mit diesem Glauben an die Lebendigkeit der östlichen Christengemeinschaften, der die Voraussetzung aller ökumenischen Bemühungen ist, steht nicht in Widerspruch, wenn Prof. W. in einem anderen Zusammenhang bei der Gegenüberstellung von Ost und West von Spannungen spricht und sie als die Gegensätze von Statik und Dynamik oder von (relativer) Starrheit und Beweglichkeit charakterisiert. Denn obschon auch in der neueren ostkirchlichen Theologie Ansätze und Versuche genug vorhanden sind, das moderne Denken und Leben religiös zu erfassen und zu beeinflussen, so kann doch kein Zweifel daran sein, daß die westliche Kirche eine ungleich beweglichere und weitgehendere Entfaltung der christlichen Lehre und ihrer Anwendung auf das Leben aufzuweisen hat.

Das kommt daher, daß sie das evangelische Gleichnis vom Wachstum des Samenkorns unbefangen auf die Entwicklung der geöffneten Glaubenswahrheiten zu übertragen wußte und unter der Aufsicht des unfehlbaren Lehramtes der Kirche „Wesensbeharrung“ mit reicher dogmatischer Entwicklung verbinden konnte.

Im Gegensatz dazu stößt man bei der offiziellen getrennten Ostkirche auf ein zähes Beharren, ja geradezu auf ein bewußtes und gewolltes Stehenbleiben bei den Entscheidungen der sieben ersten ökumenischen Konzilien. Die Folge davon ist, daß es der ostkirchlichen Theologie trotz aller Versuche zur „organischen“

Lebensbetrachtung und Lebensentfaltung im wesentlichen nicht gelingt, sich von der Überbetonung des Bleibenden, des Göttlichen loszumachen und dem Menschlichen und Entwicklungsfähigen der Kirche gerecht zu werden. Die ostkirchlichen Studien werden zu zeigen haben, daß „Traditionsprinzip“ und „Entwicklungsprinzip“ zusammengehören, nach Prof. W. einer der wichtigsten Punkte, wo der Osten vom Westen lernen kann und lernen muß, wenn er zur vollen Ganzheit der christlichen Lehre und des christlichen Lebens fortschreiten will.

Wie ist es aber mit dieser Forderung zu vereinbaren, daß in der morgenländischen Christenheit eine zwar nicht vollkommene, aber doch weitgehende und fruchtbare Einheit zwischen Theologie und Leben besteht, während sich die westliche Theologie von heute vom Leben weit entfernt und den Einfluß auf die praktische Gestaltung der Frömmigkeit immer mehr verloren hat?

Den Grund dafür sieht Prof. W. im östlichen Lebensideal, das die paradiesische, übernatürliche Verklärung der irdischen Existenz, die „Vergöttlichung“ des Menschen zum Ziele hat. Der Verwirklichung dieses Ideals muß in der Ostkirche so gut wie alles dienen. Zunächst die Theologie mit ihrer stark betonten Vergöttlichungstendenz und der Hervorkehrung der Herrlichkeit des Herrn im Universum und im Leben jedes Einzelnen. Dann die Gebete, die nicht müde werden, das gesamte christliche Dasein auf das ewige Leben auszurichten und es schon jetzt verklärend in das irdische Dasein hereinwirken zu lassen. Ferner die Aszese und Mystik, die mit ihren harten Buß- und Fastenforderungen, nicht nur für Mönche und Kleriker, sondern auch für die Laien, einen Kampf gegen das „fleischliche“ Leben führt, der uns Westchristen oft zu radikal erscheint, obwohl wir uns bewußt bleiben, daß auch in der Ostkirche die Selbstüberwindung nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel ist, um das paradiesische Leben, das der Mensch durch die Sünde verloren hat, durch Christus wiederzugewinnen.

Was menschlicherseits notwendig oder nützlich ist, um den Menschen zu heiligen und auf den Empfang des göttlichen Lebens vorzubereiten, wird aber nicht nur sozusagen privatim und verborgen in der Aszese geübt und angeeignet, sondern es wird auch öffentlich im Drama der Opferliturgie vor Augen geführt; so eindrucksvoll und ergreifend, daß man sich nur an eine Mitfeier der „Göttlichen Liturgie des hl. Chrysostomus“ zu erinnern braucht, um aus persönlichem Erleben zu ermessen, wie nahe und unmittelbar der Ostchrist in der liturgisch-sakramentalen Gegenwärtigsetzung der Erlösungstat Christi seine eigene Erlösung und Vergöttlichung zu empfinden vermag.

Nimmt man noch die Verehrung der heiligen Ikone dazu, in der der morgenländische Fromme das Unsichtbare, das Himmliche „schaut“, als ob es leibhaftig vor ihm stünde, so versteht man, daß das Lebensgefühl und die Lebensrichtung des Ostchristen so vorherrschend, um nicht zu sagen ausschließlich, religiös-göttlich ist, daß er für die Kultur und Technik der Welt, soweit sie eine Vervollkommnung des rein irdischen Daseins zum Ziele hat, kein eigentliches, innerliches Interesse besitzt.

Wir westlichen Christen mögen darum vieles in diesem System theozentrischer Lebensgestaltung für übertrieben, unnatürlich und mit der weltmissionarischen Aufgabe der Kirche für kaum vereinbar hältten. Als Ganzes ist es ein beispielhaftes Zeichen, in welchem Maße es der ostkirchlichen Theologie gelungen ist, ihre Lehren und Geheimnisse im Geist und Leben der morgenländischen Christenheit wirksam zu machen. Sie hat eine Einheit zwischen Theologie und Leben geschaffen, die die Theologie des Westens, die sich mehr und mehr zu einer reinen Schul- und Forschungswissenschaft entwickelt hat, anregen sollte, ihre abstrakten Theorien in ur- und ostkirchlicher Weise zu verlebendigen und so wieder zu einer Lebenswissenschaft zu werden, die dem im Todeskampf liegenden Abendland frisches Blut und neues Leben spendet.

In diesem Sinne sind die Losungsrufe: Ex Oriente lux! und „Zurück zu den Vätern, namentlich zu den griechischen“ gerade heute zeitgemäße und lebenswichtige Forderungen. Matthias Scheeben hat sie schon erfüllt, bevor sie erhoben wurden, und uns in seinen „Herrlichkeiten der göttlichen Gnade“ und in den „Mysterien des Christentums“ zwei Werke hinterlassen, die zu den geschätztesten und einflußreichsten Büchern der katholisch-theologischen Literatur der Gegenwart gehören. Leider ist sein Beispiel, wie Prof. W. mit Recht beklagt, bisher noch nicht mit der wünschenswerten Energie und Folgerichtigkeit nachgeahmt worden.

Noch am meisten haben sich die Erforscher der kirchlichen Liturgie mit der ostkirchlichen Frömmigkeit vertraut gemacht und ihre eindringenden Studien über die anatolischen Riten und Gebete für Wissenschaft und Leben auch im Westen fruchtbar gemacht; unter ihnen mit an erster Stelle der Franziskaner-Pater Kilian Kirchhoff, der am 24. April 1944 sein Leben der nationalsozialistischen Christenverfolgung opfern mußte und dessen stetem Gedenken Prof. W. seine ostkirchliche Studie pietätvoll gewidmet hat.

Aber auch Patrologen und Kirchenhistoriker haben sich um die Erschließung der Lebenswerte griechischer Vätertheologie verdient gemacht. Wir erinnern nur an die ecclesiologischen Arbeiten Hugo Rahners und an H. U. von Balthasars Studien über Origines, dessen „Geist und Feuer“ die gesamte Frühkirche des Ostens und Westens so beeinflußt und entzündet hat, daß ohne den Origenismus viele Erscheinungsformen der christlichen Frömmigkeit, vor allem das Mönchtum, gar nicht verstanden werden können.

Hier haben die ostkirchlichen Studien zu Ergebnissen geführt, die nicht nur die Wissenschaft berühren, sondern ebenso auch für das praktische religiöse Leben von Bedeutung sind.

Das gleiche ist der Fall, wenn wir auf die Stellung hinweisen, die der Gottmensch im Denken und Beten der Ostchristen einnimmt. Schon vor Prof. W. hat J. A. Jungmann darauf aufmerksam gemacht, daß in der morgenländischen Liturgie das Göttliche im Hohenpriestertum Christi betont im Vordergrunde steht, während in der römischen Meßfeier mehr sein menschliches Mittlertum in Erscheinung tritt.

Damit stimmt überein, daß die westliche Theologie auch in der Nachfolge des Gottmenschen den Blick auf das Menschliche zwar nicht einseitig bevorzugt, aber doch für die menschliche Betrachtung besonders eindrucksvoll gestaltet hat, während in der Theologie des Ostens der Nachdruck auch hier auf dem Göttlichen liegen bleibt; natürlich nicht so, daß das Menschliche in Christus verleugnet oder auch nur ungebührlich zurückgedrängt würde, aber doch so, daß die Übermacht des Göttlichen, das Herrscherliche über das Menschliche stets deutlich hervortritt.

Daß die Menschheit Christi sowohl in der Erlösungslehre als auch im religiösen Leben des Ostens — trotz einer gewissen monophysitischen Stimmung, wie W. bemerkt — ihr volles dogmatisches Recht behauptet, beweisen die Gebete und Hymnen der Karwoche ganz klar. Aber selbst in der Passion steht Gottes Macht und Barmherzigkeit im Vordergrund der Bewunderung und das Alleluja der Hoffnung auf die gottverklärte Auferstehung schlägt auch in der Leidensbetrachtung sieghaft und triumphierend hervor. So wird das Ostergeheimnis zum wirklichen Ostererlebnis und erzeugt einen Realismus der Überzeugung und der Tat, wie er, trotz des gleichen Auferstehungsglaubens, in dieser Lebendigkeit und Allgemeinheit im Leben und Sterben der Westchristen nicht vorhanden ist. Das hängt mit dem schon erwähnten ostchristlichen Lebensideal zusammen, dessen Ziel der Verklärung der irdischen Existenz gerade im strahlenden Osterereignis ihren überwältigendsten und belebendsten Ausdruck findet.

Wer möchte leugnen, daß wir Westchristen von dieser Theologie der Auferstehung für unser christliches Leben nicht unmittelbare An- und Auftriebe empfangen könnten? Zu diesem Zweck müßte nur die Lehre von unserer Vergöttlichung in Christus, an die der Westen der Sache nach ebenso glaubt wie der Osten, der Form nach viel praktischer durchgebildet und verlebendigt werden. Das wird mit Erfolg nur dann geschehen, wenn unser Sein in Christus, die übernatürliche Organisierung der christlichen Existenz, von neuem eindringlich aus den griechischen Vätern heraus verdeutlicht und die schöpferische Wirksamkeit des Heiligen Geistes nachdrücklicher in der Predigt verkündet wird.

Die Frucht davon wird sein, daß die pneumatischen lebensformenden Kräfte der Taufe, der Firmung, der Eucharistie und der anderen Sakramente tiefer erkannt und grundlegender und bewußter als bisher in die christliche Aszese eingebaut werden. So würden die Gesetze unseres übernatürlichen gnadenhaften Seins auch zu Gesetzen unseres übernatürlichen gnadenhaften Sollens werden und die Vergöttlichung, das ständige Verlangen und Empfangen des neuen Lebens in Christus durch den Heiligen Geist, nicht bloß die eigene sittliche Vervollkommnung, würde wieder mehr zum Inhalt und Ziel unseres Betens und Strebens werden.

Während in der religiösen Praxis des Westens die Nachfolge Christi weithin zu einer ethischen Befolgung der Beispiele geworden ist, die uns Christus in der Heiligen Schrift hinterlassen hat, ist sie in der Ostkirche ein Mit- und Nachvollzug des geheimnisvollen Christuslebens, das der Christ in der Taufe und in den anderen Sakramenten durch den Heiligen Geist empfangen hat.

Das Ideal wäre, daß beide Weisen voneinander lernen würden und so zwischen der abendländischen „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen und dem morgenländischen „Leben in Christus“ des Nikolaus Kabasilas der richtige und unerlässliche Ausgleich zustande käme.

Die religiöse Bedeutung der ostkirchlichen Studien wird also auch in diesem Falle darin bestehen, auf das gegenseitige Geben und Empfangen zu drängen und dabei den Ostchristen zu zeigen, daß in ihrem allzu großen Bauen und Vertrauen auf die durch die heiligmachende Gnade erhobene Natur des Menschen die Gefahr liegt, den Folgen der Erbsünde nicht gerecht zu werden. Weil der Stachel der bösen Begierlichkeit und damit der Keim zur persönlichen Sünde weder durch die Taufe noch durch die radikalste Form der Aszese ertötet wird, ist es eine unerlässliche Pflicht der katholischen Aszese, nicht nur die sakramentalen, sondern auch die ethischen Kräfte und Motive des Evangeliums anzuwenden, um mit Hilfe der aktuellen Gnaden die Versuchungen und Schwierigkeiten des Lebens zu überwinden und das göttliche Leben in der Seele zu erhalten und zu fördern. In dieser Organisierung und Aktivierung des geistlichen Kampfes ist das westliche Christentum ohne Zweifel praktischer als das östliche. Darum wird in diesem Punkte der römische Katholik nicht in die Schule der Ostkirche gehen.

Das wird grundsätzlich noch weniger auf einem anderen Gebiet, dem großen Hindernis der Einigung, der Fall sein können, wo es nämlich um das Wesen und die Organisation der wahren Kirche Christi geht. Hier machen sich in alter und in neuester Zeit starke spiritualistische Neigungen kund, die mehr oder minder die westliche Rechtskirche, die „entartete“ Papstkirche, durch die östliche Geist- oder Liebeskirche reformieren oder gar ersetzen wollen. Diesen von vornherein zum Tod verurteilten Unionsversuchen gegenüber hat das Rundschreiben Papst Pius XII. über den mystischen Leib Christi vom 29. Juli 1943 das autoritative Wort gesprochen, von dem bei Prof. W. leider nicht die Rede ist. Trotzdem lassen seine Ausführungen über das Wesen und die Organisation der Kirche an Klarheit und Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig, besonders wenn er betont, daß die von der östlichen Christenheit als spezifisch kirchenbildend hervorgehobenen

Momente — die Beselung durch den Heiligen Geist und die christliche Liebesgemeinschaft — auch in der juridisch zusammengeschlossenen, von einem sichtbaren Haupt regierten Felsenkirche nicht nebenschließlich sind, sondern Wesensbestandteile des kirchlichen Seins bilden. Recht und Liebe in der Kirche ergänzen und vervollkommen sich wie Leib und Seele im Menschen und gehen von ein und demselben Erlöser aus, der gewiß seinen Aposteln seinen göttlichen Odem einhauchte mit den Worten: „Empfanget den Heiligen Geist!“, der aber ebenso gewiß zum heiligen Petrus sprach: „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben.“

Es ist freilich eine andere Frage, ob die Selbstauffassung der Kirche, wie sie so klassisch in dem erwähnten Rundschreiben des gegenwärtigen Papstes zum Ausdruck kommt, zu allen Zeiten ihrer wechselvollen Geschichte und in allen Kreisen ihrer Bekenner auch die praktisch herrschende war, und Prof. W. wird recht haben, wenn er meint, daß auch die geistbewegte, von der göttlichen Kraft der Liebe zusammengehaltene Kirchengemeinschaft des Ostens dem überzeugten Katholiken des Westens eine gewisse Mahnung sein kann, das Pneumatische in der Kirche durch das Juridische nicht zu verdrängen.

Dazu kommt, daß in der morgenländischen Theologie die mystische Auffassung der Kirche — d. i. die Kirche als der fortlebende Christus — in mancher Beziehung eindrucksvoller und lebendiger dargestellt ist als in der westlichen, von St. Augustin abgesehen. Darum ist es auch in dieser Hinsicht nicht ausgeschlossen, daß von der Ostkirche manches zu lernen ist, namentlich was die praktische Gestaltung des kirchlich religiösen Lebens angeht. Prof. W. denkt hier vor allem an ihre starke eschatologische Haltung und damit verbunden an ihren lebendigen Glauben an die Wiederkunft des Herrn. Die eschatologische Haltung hat ihre tiefste Wurzel im Glauben an die Verklärung der ganzen Kreatur und der Ver göttlichung der irdischen Existenz und der dadurch ausgelösten tiefen Sehnsucht nach dem ewigen Leben. „Unser Wandel sei im Himmel!“ Von dieser paulinischen Mahnung ist der Ostchrist so lebendig durchdrungen, daß er sich in der Welt nicht heimisch fühlt und in ihr sich nicht so bequem einrichtet, als ob seines Bleibens hienieden ewig wäre. Daher auch seine „Kulturlosigkeit“ oder besser die Tatsache, daß in der morgenländischen Christenheit die Verbindung religiöser Aufgaben und weltlicher Kulturprobleme nie so eng war, wie sie im Abendland zu bestimmten Zeiten unter anderen geschichtlichen Verhältnissen und Forderungen gewesen ist. Sie konnte grundsätzlich nie so eng werden, weil der östliche Christ sich wesentlich als Fremdling und Pilger fühlt, für den die Dinge dieser Welt nur Stufenleiter zur himmlischen Heimat sind.

So lebt er praktisch mitten in der Zeit gewissermaßen schon in der Ewigkeit, besonders in der Feier der göttlichen Liturgie, wo er im eucharistischen Mahle am Hochzeitsmahl des ewigen Lebens teilnimmt, in der heiligen Ikone die himmlischen Gestalten mit fast sinnlicher Lebendigkeit vor sich sieht und in den ergreifenden Chorgesängen in den Lobgesang der Cherubim und Seraphim mit einstimmt. Nimmt man hinzu, daß im östlichen Kirchenraum durch seinen Bilderschmuck die Gemeinschaft der Heiligen sozusagen schaubar wird, und durch die lebendige Anteilnahme des Kirchenvolkes an der Liturgie die Zugehörigkeit zu Christus und zur ganzen himmlischen Hierarchie fast sichtbar in die Erscheinung tritt, so kann man verstehen, wie der Ostchrist eine Art Erfüllung seiner eschatologischen Sehnsucht schon auf Erden erlebt und mit welchem Wirklichkeitsgefühl er der Wiederkunft seines verklärten Herrn entgegenharrrt. Sein ganzes Leben ist ein Warten auf die Ankunft des Herrn, die jederzeit erfolgen kann. Hier hat die evangelische Mahnung zur Wachsamkeit und Buße ihren vollen, ungebrochenen Sinn, weil sie nicht als eine bloß sittliche Vorsichts-

maßregel aufgefaßt wird, sondern aus echtem und ursprünglichem eschatologischen Geiste stammt.

Es wird Aufgabe der ostkirchlichen Studien sein, den soziologischen wie individualpsychologischen Auswirkungen dieser eschatologischen Grundhaltung in der Geschichte und im praktischen Leben der Ostchristenheit nachzugehen. Dabei wird sie, wie wir schon aus den bisherigen Forschungen wissen, auf Buß- und Lebensformen stoßen, die sich bis zur „Torheit um Christi willen“ steigern und deswegen in Gefahr kommen, von den westlichen Christen als weltfremd und absonderlich verurteilt und abgelehnt zu werden. Aber, so fragt Prof. W. mit Recht, können nicht gerade solche vielleicht zu extreme Verhaltungsweisen zur kritischen Wertung ihrer eigenen, oft sicher stark verweltlichten Existenz führen und können sie ihr nicht eine Aufmunterung zur Rückbesinnung auf das Wesentliche, wahrhaft Christliche sein? Die eschatologische Ausrichtung der einzelnen Gläubigen und der kirchlichen Gemeinden sind unentbehrliche Bestandteile des christlichen Seins, und keine Zeit der Kirchengeschichte dürfte sich im vollen Sinn des Wortes als christlich bezeichnen, wenn in ihr nicht die Erwartung auf die Wiederkunft des Herrn lebendig wäre. Darum wird kein aufgeschlossener Westchrist leugnen, daß gerade hier das christliche Abendland vom Morgenland außerordentlich viel lernen kann.

Mit diesen grundsätzlichen Feststellungen und Forderungen hat Prof. W. den ostkirchlichen Studien einen Weg gewiesen und ein Arbeitsprogramm vorgezeichnet, das alle Freunde und Förderer der christlichen Union von Herzen begrüßen und mit ihrem Gebet unterstützen werden. Der gegenwärtige Leidenszustand der östlichen Christenheit darf uns nicht dazu verleiten, von der „ostkirchlichen Bewegung“ pessimistisch zu denken. Nur der Geist Gottes sieht die künftigen Geschicke der abendländischen und morgenländischen Kirche voraus und bestimmt und bedingt den Zeitpunkt ihrer endgültigen Vereinigung. Unsere Pflicht ist es, auf beiden Seiten nach bestem Wissen und Gewissen zu geben und zu empfangen und so von unserer Seite dazu beizutragen, daß „alle eins werden“. Was die Erfüllung dieser Bitte auch für den Frieden in der Welt bedeuten würde, liegt auf der Hand. Wir betrachten es daher als ein glückverheißendes Zeichen, daß gerade jetzt an der Universität Würzburg ein Lehrstuhl für „die Kunde des christlichen Ostens“ eingerichtet und Prof. W. zu dessen ersten Inhaber berufen wurde. Ad multos annos!

Der Christ und die Freude

Von Franz Hillig S. J., München

Daß der Christ von jenseitigen Freuden träume, gestehst ihm mit mehr oder weniger Mitleid die ganze Welt zu. Daß er aber die irdische Freude beansprucht, scheint erstaunlich. „Meine Erdenfreude, wo bist du doch?“ fragt der neue Band der „Études Carmélitaines“ (Ma joie terrestre où donc es-tu?“ Oktober 1947, bei Desclée de Brouwer, 380 S.), herausgegeben von Fr. Bruno de Jésus-Marie o. c. d. Die Antwort lautet von der ersten bis zur letzten Seite: der Christ ist der Mensch der Freude! Ja, er allein trägt den Schlüssel zu ihrem vollen und strömenden Geheimnis in seinen Händen. Mag der Heide sich an den „nourritures terrestres“ weiden, seine Freude, so präludiviert das Buch mit G. H. Chesterton, ist die Freude der kleinen Dinge. In der Tiefe erstarrt ihm die Welt zu Eis. Beim Christen aber geht es umgekehrt von den Leiden und Prüfungen der Oberfläche in die große, wachsende, wesentliche Freude hinein.

Denn Gott ist die Freude; und selbst der ernste Pascal kann sich in den glühenden Rufen des „Mémorial“, die sein Gotterleben festzuhalten suchen, nicht